

Mit Kindern zu Hause am Sonntag beten

Das Licht der Kerze leuchtet und wärmt.

Es ist stärker als die Dunkelheit.

Es verschenkt sich, um für andere die Nacht hell zu machen.

So verwandelt sich die Kerze immer mehr in Licht.

Bei unserer Taufe, wird eine Kerze angezündet.

Das Licht dieser Kerze will uns zeigen:

Wir sind Kinder des Lichtes,

weil Jesus sein Licht in uns leuchten lässt.

Deshalb bitten wir ihn:

Hilf, Herr, dass wir vom Zeichen der Kerze lernen:

Von Jesus wollen wir uns verwandeln lassen

und anderen Licht und Wärme schenken,

damit sie spüren können:

Wir gehören zu Jesus. Er ist unser Freund! Amen.

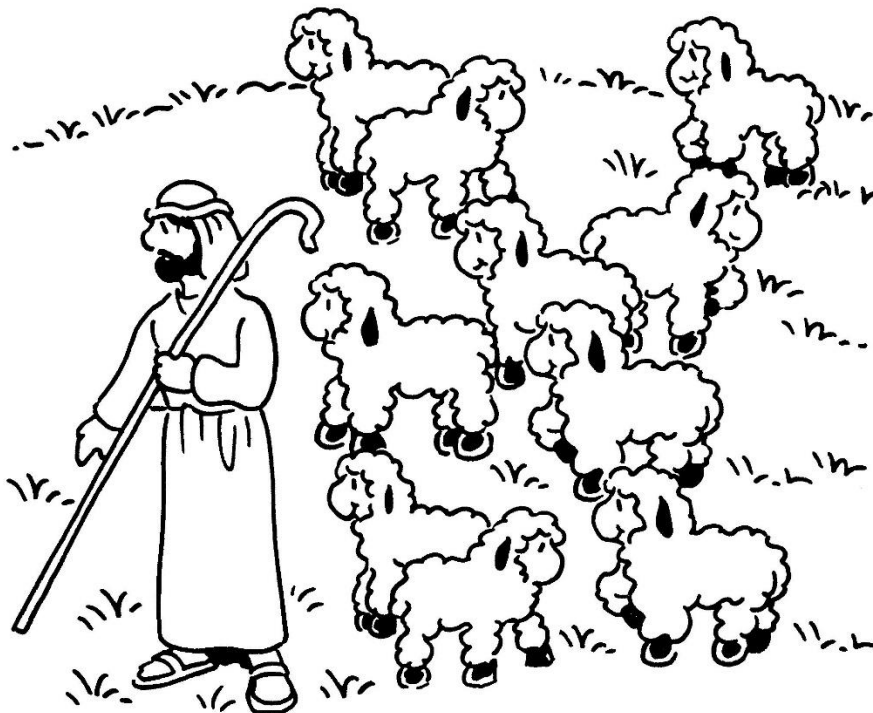
F.D.

Lieber Gott,
da sorgst für mich.
Ich brauche keine Angst zu haben.

Im Wasser der Taufe
bin ich dein Kind geworden.
Du willst das Beste
für meinen Körper
und meine Seele.
Du schenkst mir Kraft
und zeigst mir den richtigen Weg,
wenn es dunkel wird,
wenn ich einsam bin.
wenn ich krank bin.
wenn ich Fehler begangen habe.

Ich merke:
Wenn ich mich dir anvertraue,
wird mein Herz ruhig.
Ich darf meine Hand
getrost in deine legen.
Ich spüre:
Meine Kraft wächst.
und ich bin glücklich,
weil ich deinen Spuren folgen darf.
Bei dir bin ich zu Hause.

(nach Psalm 23)



Weil Du; Herr mein Hirte bist,
fühl ich mich geborgen.
In der Dunkelheit der Nacht
hoff ich auf den Morgen.

Herr, du behütest und führst mich
an allen Tagen.

Dankbar darf ich deinen Schutz,
und Deine Hilfe spüren.

Weil Du, Herr, ein Hirte bist,
fürchte ich mich nicht.
Deine Arme werden mich
bis nach Hause tragen.

Wenn du, Herr, mein Hirte bist,
weiß ich sicher:
Deine Tür ist für mich immer offen,
auch wenn es dunkel ist.

Wenn ich mit Dir gehe, gehst Du mit,
und ich suche Dich nie vergebens.
Herr, Du bist der Hüter meines Lebens.
Ich danke Dir! (nach Psalm 23)

Gott,
uns liegen die Kinder am
Herzen.
Du willst, dass sie für uns
sehr wichtig sind.
So bringen wir unserer
Wünsche und Bitten für sie
vor dich.
Wir bitten, dass sie immer
ein Zuhause haben,
wo sie Wärme und
Geborgenheit erfahren.
Wir bitten, dass sie Menschen um sich haben,
die ihnen gute Begleiter und Freundinnen fürs Leben sind.
Wir bitten, dass sie viel Freude erfahren
und sich über die kleinen Dinge freuen können.
Wir bitten, dass sie in eine Welt hineinwachsen,
in der sie leben können mit allem, was zum Leben dazugehört.
Wir bitten dich für uns alle.
Bleib du uns Hoffnung und Ziel unseres Lebens.



(J. Dietermann)

Rafikis Zeichen (Ein Märchen aus Afrika)

Ein Mann hatte zwei Söhne, Rafiki und Tambu. Alle drei wohnten sie in einer Hütte im Grasland. Eines Tages rief der Vater seine beiden Söhne und sagte: „Meine Kinder, ihr seid nun alt genug, geht hinaus ins Grasland und seht euch in den Dörfern um. Hinterlasst Zeichen auf eurem Weg, und in einigen Tagen sollt ihr wiederkommen.“

Tambu und Rafiki gehorchten dem Vater und gingen hinaus ins Grasland.

Nach wenigen Schritten schon begann Tambu, Zeichen auf seinem Weg zu machen. Er knüpfte einen Knoten in ein hohes Grasbüschel. Dann ging er ein Stück weiter und knickte einen Zweig an einem Busch. Und dann knüpfte er wieder Knoten in Grasbüschel, und so war der ganze Weg, den er ging, voll Zeichen.

Rafiki, der jüngere, aber lief neben dem Bruder her, guckte sich um und tat nichts. „Du knüpfst keine Knoten ins Gras, du knickst keine Zweige“, sagte Tambu zu ihm.

„Warum soll ich das tun?“ fragte Rafiki.

„Der Vater hat es befohlen“, antwortete Tambu.

„Der Vater hat nicht befohlen, Knoten ins Gras zu knüpfen und Zweige zu knicken“, sagte Rafiki und ging weiter.

Nach einiger Zeit kamen sie beide an ein Dorf. Da saßen die Männer des Dorfes im großen Palaverhaus, wo sie sich versammeln, wenn sie miteinander plaudern wollen, und die Männer plauderten und aßen und tranken. Tambu ging herum und knüpfte Zeichen

ins Gras und knickte Zweige. Rafiki aber lief sogleich zu den Männern, grüßte sie und erzählte ihnen, dass der Vater ihn und seinen Bruder Tambu ausgeschiedt hatte, um sich im Grasland umzusehen. Den Männern gefiel der Junge, und sie luden ihn ein, bei ihnen zu sitzen und zu essen und zu trinken, und er durfte auch zuhören, was sie einander erzählten. Als der Mond aufging und alle müde wurden, luden sie Rafiki in eine der Hütten zum Schlafen ein.

Tambu hatte viele Zeichen geknüpft und war sehr müde, und so kam es ihm gar nicht in den Sinn, einen Menschen anzusprechen. Müde hockte er sich an eine Hüttenwand und schlief ein.

Als er am Morgen erwachte, stand Rafiki neben ihm, gab ihm zu essen und sagte: „Das haben mir die Dorfleute für dich gegeben, damit du nicht hungern musst. Iss und komm weiter, wir wollen uns noch ein paar Dörfer ansehen.“

Tambu dankte Rafiki und aß und ging mit ihm weiter. Und wie tags zuvor machte er Zeichen auf dem Weg, knüpfte Gras und knickte Zweige, und Rafiki lief neben ihm her, guckte sich um und tat nichts.

Sie kamen wieder an ein Dorf, und Rafiki ging zu einem Jungen hin, der bei der ersten Hütte saß, und fing an, mit ihm zu reden. Der Junge führte Rafiki in die Hütte seiner Eltern, und die freuten sich über den Besuch und fragten ihn aus,

was es Neues gäbe. Da erzählte Rafiki, er hätte eine Regenwolke gesehen, und von den Tieren erzählte er, denen er im Grasland begegnet war. Und von seinem Vater erzählte er auch, und von seinem Bruder.

Die Leute im Dorf gaben Rafiki zu essen und zu trinken, und er schlief in der Hütte der Eltern des Jungen, dem er zuerst begegnet war. Als Rafiki am nächsten Morgen weiterzog, winkten ihm alle nach und riefen: „Du bist ein lieber Junge! Grüß deinen Vater und komm bald wieder!“

Tambu knüpfte und knickte auch an diesem Tag, den sie durchs Grasland gingen, Grasbüschel und Zweige als Zeichen auf dem Weg. Rafiki lief wieder neben ihm dahin und tat nichts. Es war sehr heiß. Wieder kamen sie an ein Dorf. Da stand ein Mädchen mit einem Wasserkrug und rief den beiden Jungen zu: „Kommt her und trinkt, es ist heiß!“

Rafiki kam gelaufen und lachte zum Dank. Tambu aber hörte das Mädchen nicht rufen, weil er eben ein Grasbüschel knüpfte. Und als er endlich an den Dorfrand kam, da waren das Mädchen und Rafiki schon ins Dorf zu den Leuten gegangen.

Tambu legte sich müde in den Schatten einer Hütte. Er redete mit niemand und schlief vor Müdigkeit und Hunger ein.

Rafiki aber feierte an diesem Abend ein Fest mit, das in dem Dorf gegeben wurde. Sie aßen und tranken und tanzten und erzählten einander Geschichten. Rafiki saß neben dem Mädchen und erzählte von seinem Vater und dem Weg durch das Grasland.

Die Eltern des Mädchens sagten zueinander: „Das ist ein freundlicher, kluger Bursche, das wäre ein guter Mann für unser Mädchen!“

Und als Rafiki am anderen Morgen weiterzog und sich auf den Heimweg machte, schenkten sie dem Jungen eine Ziege und baten ihn, bald wieder zu Besuch zu kommen.

Als Rafiki und Tambu heimkamen, stand der Vater vor der Hütte und fragte: „Wie ist es euch ergangen?“ Da gab Rafiki dem Vater die Ziege, und Tambu erzählte von seinen Grasbüscheln und geknickten Zweigen.

„Ich habe Zeichen auf dem Weg gemacht, wie du befohlen hast“, sagte er.

„Wenn du hinausgehst, kannst du sie sehen.“

„Ich werde mir auch Rafikis Zeichen ansehen“, sagte der Vater.

„Rafiki hat keine Zeichen hinterlassen!“ rief Tambu. „Er ist nur gelaufen und hat geguckt!“

„Wir werden gehen und sehen“, antwortete der Vater. „Kommt mit!“

So gingen der Mann und seine beiden Söhne in das Grasland hinaus, und bei jedem Grasbüschelknopf und jedem geknickten Zweig schrie Tambu:

„Schau, Vater, ein Zeichen! Ich habe auch dieses Zeichen am Weg hinterlassen! Und Rafiki hat gar nichts gemacht!“

Da lächelte der Vater und ging weiter, und die Söhne folgten ihm.

Als sie in das erste Dorf kamen, saßen die Männer im Palaverhaus und riefen: „Da kommt ja der lustige Junge, der schon hier war! Und er hat seinen Vater mitgebracht, herzlich willkommen!“

Und da mussten sich Rafiki und der Vater zu den Männern setzen, und auch Tambu durfte diesmal dabeisein. Und die Männer sagten zu dem Vater: „Du hast einen guten Sohn, er hat sich gut umgesehen im Grasland und eine Regenwolke gesehen und Tiere, und Geschichten weiß er auch.“

Am anderen Tag gingen sie weiter, und auch im zweiten Dorf kannten alle Rafiki und hießen ihn und seinen Vater willkommen und lobten ihn, und sie bekamen zu essen und zu trinken, und Tambu bekam auch etwas ab.

Im dritten Dorf war es genauso. Das Mädchen mit dem Wasserkrug war auch wieder da und bot dem Vater zu trinken an und guckte nach Rafiki, und der guckte zurück und lachte. Und die Eltern des Mädchens bieten eine Ziege und luden den Mann und seinen Sohn zum Essen ein.

„Ich verstehe nicht, warum keiner mich kennt“, sagte Tambu. „Alle sind zu Rafiki freundlich, und er hat nichts getan als geguckt - kein einziges Grasbüschelzeichen hat er geknüpft! Ich war dir gehorsam, Vater, ich habe auf dem Weg Zeichen hinterlassen, so viele ich konnte - aber Rafiki, der kein einziges Zeichen geknüpft hat, wird von allen gekannt und geehrt.“

Da sagte der Vater: „Es gibt auch noch andere Zeichen als Grasbüschel, mein Kind. Das sind Zeichen, die ein Mensch in den Herzen anderer Menschen hinterlässt, wenn er zu ihnen geht und mit ihnen spricht und ihnen seine Freundschaft zeigt. Solche Zeichen hat Rafiki auf seinem Weg hinterlassen, und darum haben die Leute ihn wiedererkannt und freuen sich, wenn er kommt - solche Zeichen in den Herzen der Menschen bleiben, wenn die Grasbüschelzeichen längst von Tieren gefressen oder vom Wind weggetragen sind.“

Da sagte Tambu: „Ich will auch lernen, solche Zeichen auf meinem Weg zu hinterlassen wie Rafiki.“

Friedl Hofbauer

Indigam Toruai –*Der große Fisch*

Eine Geschichte aus Papua-Neuguinea

Seit Tagen hatte es nicht geregnet. Das Wasser war klar, der Fluss stand niedrig; es konnte keine bessere Zeit zum Fischen geben.

Die Jungen von Kamberap legten ihre Fischpfeile zurecht.

»Vergebliche Mühe«, sagten die Männer. »Ihr werdet nichts fangen; sogar die Reiher wissen, dass der Yilil keine Fische mehr gibt.«

»Wir wollen flussabwärts gehen«, sagten die Jungen. »Bis zur Mündung des Troali.«

»Noch mehr vergebliche Mühe«, sagten die Männer. »Aber geht nur; geht und versucht euer Glück.«

Danach saßen die Jungen im Schatten der Hibiskus-Sträucher am Rande des Dorfplatzes. Sie redeten kaum. Jeder überlegte für sich, ob die geplante Jagd auf Fische Sinn hatte oder keinen.

Und dann kam Bonifo mit seinem Fisch.

Yamandau entdeckte ihn als erster.

»Indigam!« rief er. »Indigam toruai! (Ein großer Fisch!)«

Im nächsten Augenblick waren die Jungen auf den Beinen. Sie rannten Bonifo entgegen, umringten ihn, bestaunten und betasteten den Fisch, wollten wissen, wo und wie und wann Bonifo ihn gefangen hatte, und sie bestürmten ihn mit Fragen.

Bonifo gab keine Antwort. Er lachte nur, hielt den Fisch in die Höhe und brachte ihn damit aus der Reichweite der Jungen. Sie traten zurück; der Kreis um Bonifo wurde weiter, das Stimmengewirr verstummte. Nur Yamandau fragte beharrlich in die Stille hinein: »Diesen Fisch, Bonifo – sag uns doch: wo hast du ihn her?«

»Von dort, wo es noch mehr davon gibt«, antwortete Bonifo schmunzelnd und setzte sich wieder in Bewegung.

Nun gab es für die Jungen kein Halten mehr. Sie liefen in die Häuser, holten die Pfeile hervor, liefen zu Koere und baten um seine Fischkörbe, und dann liefen alle zum Fluss.

Den Rest des Tages verbrachten sie am Yilil. Koere war mitgekommen; auch er blieb und half den Jungen, so gut er konnte. Er richtete ihre Pfeile aus, ersetzte die abgebrochenen Spitzen durch neue starke Sagodornen, übte mit ihnen das Abschnellen der Fischpfeile und tauchte an tiefen Stellen selbst bis auf den Grund des Flusses, um sich persönlich davon zu überzeugen, ob es dort Fische gab oder nicht.

Es gab Fische – hier und da; aber sie waren so winzig, dass es sich nicht lohnte, einen Pfeil auf sie zu richten. Es lohnte nicht einmal, die Körbe auszulegen. Ihr Geflecht war viel zu grob. Sie würden leer bleiben; das war für Koere so gut wie sicher.

Nicht für die Jungen. Sie blieben zuversichtlich und wollten weder nachgeben noch aufgeben.

Selbst wenn alle anderen Mittel versagten; eine Möglichkeit war immer noch offen: Zauberei!

Und wenn auch die Jungen noch nie mit dabei gewesen waren, so wussten doch alle, dass die alten Männer des Stammes ein Mittel kannten, um die Fische mit Zaubersprüchen und Zaubersprüchen zu beschwören. Mit dem betäubenden Saft giftiger Lianen wurden die Fische müde und kraftlos gemacht, so dass man sie mit der bloßen Hand ergreifen und einsammeln konnte.

»Warum versuchen wir es nicht?« fragte Yamandau. »Wir haben schon alles andere versucht, warum also nicht den Lianenzauber?«

Koere schüttelte den Kopf. »Die richtigen Lianen dafür wachsen nicht hier«, sagte er. »Die gibt es nur weiter oben in den Bergen.«

»Macht nichts«, sagte Yamandau. »Wir nehmen die Lianen, die wir hier finden, und machen unseren eigenen Zauber.«

Wieder schüttelte Koere den Kopf.

»Wir kennen die Zaubersprüche nicht«, sagte er.

»Macht nichts«, erklärte Yamandau auch diesmal. »Wir denken uns selbst einen Zauberspruch aus.«

Koere ging und holte Lianen. Er schnitt sie in Stücke, bündelte sie, gab jedem Jungen eine Handvoll der zähen biegsamen Stängel, und die Jungen legten sie auf die Ufersteine, suchten sich faustgroße harte Kiesel und schlugen damit auf die Stängel ein, bis sie zerfaserten und ihr Saft über die Steine floss.

Sie machten die Sache genauso wie die alten Männer bei einem richtigen Lianenzauber. Nur waren es eben nicht die richtigen Lianen und nicht die richtigen Zaubersprüche.

Doch immerhin: während Yamandau auf seine Lianenstängel klopfte, war ihm ein Lied eingefallen, das gewiss so gut war wie jeder andere Zauberspruch:

»Indigam tangane –	(Fisch ist hier –
kolop, kolop	kommt, kommt
kawaikare.«	viele!)

Yamandau sang aus Leibeskräften, während er voll Wut und Enttäuschung über den Misserfolg dieses Tages in das Wasser schlug, dass es weiß aufschäumte und spritzte. Und sein Zauberspruch hallte durch die Schlucht, vermischte Yamandaus Stimme mit den Stimmen Koeres und der anderen Jungen und mit dem Echo, das von allen Seiten klang. Das Klatschen der Lianen auf dem Wasser gab den Takt dazu, wie es bei den Tanzfesten im Dorf die Trommeln taten.

Vor Sonnenuntergang machten sich die Jungen auf den Heimweg. Sie waren müde und hungrig. Alles, was sie an diesem Tag gefangen hatten, waren sieben Krebstiere. Die rösteten sie über einem kleinen Feuer am Flussufer und aßen sie auf, bevor sie in der Dunkelheit den Hügel zum Dorf emporstiegen.

Aber sie gingen noch nicht heim. Zuerst gingen sie zu Bonifos Haus, um nachzusehen, ob er seinen Fisch inzwischen aufgegessen hatte. Nein! Dort lag er neben der Feuerstelle – lag auf einem Bananenblatt – gebraten, braun und knusprig. Die Jungen starrten auf den Fisch.

Aus der hintersten Ecke seiner Veranda sagte Bonifo: »Endlich! Ihr habt mich lange warten lassen! Kommt herauf.« Sie kletterten auf die Veranda. Bonifo kam zu ihnen. Er beugte sich zu dem Fisch hinunter, zerteilte ihn und reichte jedem ein kleines Stück von dem duftenden weißen Fleisch und dazu einen Klumpen Sagobrei.

»Wie gut das schmeckt!« sagte Yamandau. Und nach einer Weile: »Wie gut das geschmeckt hat!« Und wieder nach einer Weile: »Sag uns endlich, Bonifo: Wie hast du den Fisch gefangen? – Mit einem Zauber?«

»Nein«, antwortete Bonifo.

»Wie denn?« fragten die Jungen.

»Mit Kokosnüssen«, sagte Bonifo und schmunzelte.

Die Jungen verstanden ihn nicht. Sie schwiegen verwirrt. Bonifo lachte und erklärte es ihnen: Er hatte den Fisch gegen zwei Kokosnüsse aus seinem Garten eingehandelt; – auf dem Markt von Green River...

Freunde lässt man nicht im Stich

Antonias Katze war verschwunden. Sie saß nicht auf dem Baum, nicht in der Regenrinne und auch nicht unter dem Bügelbrett.

»Vielleicht jagt sie im Keller?«, schlug Mama vor.

»Sie schläft auf dem Dachboden«, wusste Papa ganz bestimmt.

»Ob sie wohl gar im Himmel ist?«, sorgte Großmutter sich bekümmert.

»Ich gehe sie suchen«, meinte Antonia. »Vielleicht ist ihr was passiert. Freunde lässt man nicht im Stich.«

Doch im Keller gab's nur Fahrräder und auf dem Dachboden vor allem Staub. Die Katze blieb verschwunden.

»Dann werde ich im Himmel nachsehen«, beschloss Antonia.

Und machte sich auf den Weg.

Ein Wolkenkuckuck flatterte vorbei.

»Weißt du, wo meine Katze ist?« fragte Antonia. »Ich mache mir Sorgen um sie.«

Der Wolkenkuckuck wollte heim, er hatte es eilig. Er antwortete nicht und flog davon.

»Ungezogen«, brummelte Antonia und lief weiter.

Sie traf den Sonnenputzer, der polierte eben einen Sonnenstrahl. Freudig schwenkte er den Staublappen.

»Besuch, wie schön!«, rief er fröhlich. »Komm näher, mein Kind!«

»Ich suche meine Katze, kannst du mir helfen?«, bat Antonia.

Der Sonnenputzer dachte nach. »Bei allem, was hier blitzt und blankt«, antwortete er. »Deine Katze habe ich nicht gesehen.«

Die Windsbraut sauste heulend um die Ecke.

»Weißt du, wo meine Katze ist?«, rief Antonia, so laut es ging.

»Hab weder Tatzen noch Katzen vorbeigehn sehn«, sang die Windsbraut und stürmte fächerwedelnd davon. Aus der Ferne hörte Antonia noch:

»Frag doch geschwind den Wind!«

»Den kannst du fragen, ich hab ihm eingefangen und in meinen Beutel getan«, verkündete der Windfang. Er grinste zufrieden. »Hast du denn meine Katze gesehen?«, fragte Antonia.

Der Windfang blickte in seinen Beutel.

Da piff und blies es heraus.

»Keine Katze da drin, schade«, stellte er fest. »Aber ich werde mich gerne umsehen.«

»Danke, sie ist meine Freundin und ich mache mir Sorgen, weil ich sie nirgendwo finde«, erklärte Antonia.

Da saß einer, um den wirbelten dicht die Flocken. Er arbeitete mit einem zierlichen Messer und zählte leise vor sich hin.

»Was machst du da?«, fragte Antonia.

»1232. Ich schnitze Schnee«, sagte der Schneeschneider, »1233 Flöckchen und dann noch eins, und keines wird wie 's andere.

Er zählte weiter. »1234, 1235 ... nicht zu viel und nicht zu wenig«, meinte er, »damit alles seine Ordnung hat.«

Liebevoll bettete er sein Schnitzwerk auf ein weißes Häufchen, das neben ihm in die Höhe wuchs.

»Ich kann dich verstehen«, fuhr er versonnen fort. »Freunde kann man sich nicht schnitzen. Sie sind selten, fallen nicht wie Flocken vom Himmel. Aber ich habe leider deine Katze nicht gesehen. 1236, 1237...«

Antonia nickte und ging weiter.

Mitten am heiteren Himmel kauerte der Blitzabwerfer. Er zielte zwischen zwei kleinen Wolken hindurch. Ein Blitz leuchtete auf, dann stank es furchtbar nach Schwefel.

»Donnerlittchen, wo bleibst du?«, rief der Blitzabwerfer ungeduldig.

»Ich komme«, antwortete eine Stimme. Leises Donnerrollen und Grollen war zu hören. Dann hustete jemand.

»Ich habe mich erkältet, hier zieht's so«, klagte Donnerlittchen heiser. »Manchmal geht das Donnern eben nicht«, fügte es kleinlaut hinzu.

Dann musste es niesen.

»Jammerschade«, brummelte der Blitzabwerfer. »Ich plage mich mit meinen Blitzen und du bringst keinen ordentlichen Krach zustande.«

»Ja, wirklich schauerlich«, zirpten ein paar Regentropfen und schüttelten sich.

»Ich werde mich krank melden«, sagte Donnerlittchen traurig.

»In Ordnung«, meinte der Blitzabwerfer. »Kannst du denn donnern und grollen?«, fragte er Antonia.

»Nein, ich glaube nicht«, entschuldigte sich Antonia. »Ich suche bloß meine Katze.«

Der Blitzabwerfer dachte nach. »Ich kenne Schäfchenwolken und ein Mondkalb«, antwortete er, »doch Katzen haben hier nichts verloren.« Er nahm den nächsten Blitz und bog ihn zurecht.

»Aber sie ist doch meine Freundin«, sagte Antonia leise.

Da kam der Tagedieb auf leisen Sohlen geschlichen. Bedächtig schob er den Tag vor sich hin.

»Feierabend, Schluss für heute«, murmelte er. Hinter ihm kroch müde das Dämmerdunkel hervor, das Zwielight zappelte schon ungeduldig.

»Es wird finster und ich habe meine Katze noch immer nicht gefunden«, jammerte Antonia.

»Jaja, auf seine Freunde muss man schauen«, meinte der Tagedieb.

»He, Mondgesicht«, rief er. »Antonias Katze wird gesucht!«

Das Mondgesicht rollte mit den Augen.

»Hast du eine Katze gesehen?«, fragte es den Sternwärter.

Der Sternwärter schwang seinen Stab. Der Steinbock sprang an seinen Platz, der Stier brüllte, die Fische schwiegen.

»Sternstunde ist's!«, rief der Wärter und alle fingen an zu leuchten. Er zählte flink die Häupter seiner Schützlinge. »Alle da und keiner zu viel.« Er drehte sich

zu Antonia und sagte: »Am Himmel steht die Katze nicht, sieh lieber auf der Erde nach.«

»Sternschuppen kommen und gehen«, sagte das Mondgesicht nachdenklich, »doch Freunde will man behalten.« Lautlos rollte es ein Stückchen weiter.

»Du wirst deine Freundin schon wieder finden«, meinte der Sternwarter tröstend und die Fische nickten dazu. Traurig ging Antonia nach Hause.

Vor der Küchentür lag eingekringelt die Katze. Sie hob den Kopf und gähnte.

»Wo warst du so lange?«, fragte sie, es klang ein wenig vorwurfsvoll. »Ich war Mäuse jagen. Als ich zurückkam, konnte ich dich nicht finden. Ich dachte schon, es sei dir was passiert, und habe dich gesucht.

Freunde lässt man nicht im Stich.»

Sigrid Laube; Silke Leffler: *Freunde lässt man nicht im Stich*. Wien, Annette Betz Verlag, 2003

DAS BROT FÜR DAS HERZ

Es lebte einmal ein König, der sich sehr freute, als sein kleiner Sohn geboren wurde. „Nichts soll ihm zustoßen“, sagte er, „ich will ihm ein eigenes Schloss bauen lassen, in dem er ganz alleine wohnen kann. Sobald der Knabe heranwuchs, ließ der König dessen eigene Mutter nicht mehr, in seine Nähe. Diener des Königs brachten ihm seine Kleider und legten ihm das Essen hin, dann mussten sie sich sofort wieder entfernen.

Der König dachte, dass es dem Prinzen an nichts fehlte. Aber als er wieder einmal durch die großen Fenster blickte, sah er zu seinem Entsetzen, dass der Prinz regungslos und bleich in seinem goldenen Stuhl lehnte. Schnell holte er die besten Ärzte herbei und ließ den Prinzen untersuchen. Die meinten, dass der Prinz lediglich das üppige Essen nicht vertrug. Sie verschrieben ihm zum Frühstück ein einfaches frisches Brot.

Der König bestellte sogleich beim besten Bäcker seines Reiches das Frühstücksbrot. Der Sohn des Bäckers durfte das Brot liefern, und es wurde von den Dienern des Königs serviert. Dann blickten alle gespannt durch die großen Fenster und warteten, dass der Prinz das Brot essen würde.

Doch der rührte es nicht an, obwohl schon das ganze Schloss so herrlich danach duftete. Das konnte der Bäckersohn nicht begreifen. Und so schlüpfte er, als alle anderen weg waren, unbemerkt ins Schloss, trat vor den Prinzen hin und sagte: „Warum isst du mein Brot nicht, ich habe mir solche Mühe damit gegeben?“ Der Prinz hob erstaunt den Kopf und sagte: „Wer bist du?“

„Ich habe dir das Brot gebracht“, sagte der Junge „und ich mache mir große Sorgen um dich.“ Der Prinz musste lächeln und sagte: „Willst du nicht bei mir bleiben, ich fühle mich so einsam?!“ Der Junge blieb gerne bei ihm, plauderte und spielte mit dem Prinzen im Schlossgarten. Schließlich bekamen beide Hunger und aßen mit großem Appetit gemeinsam das Brot auf.

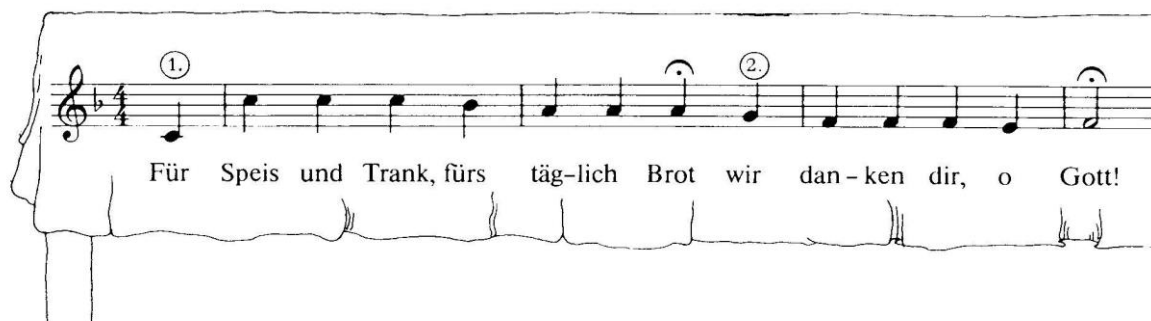
Als der König seinen Prinzen sah, konnte er ihn fast nicht wiedererkennen: Er hatte rote Wangen und lachte übers ganze Gesicht. „Das Brot hat ihm gut getan“, dachte er. Doch dann entdeckte er den Bäckerjungen und ließ ihn erbost hinauswerfen und einsperren.

Am nächsten Tag saß der Prinz wieder regungslos und bleich in seinem goldenen Stuhl und wollte weder Brot noch sonst etwas essen.

Da ließ der König den Bäckerjungen rufen und bat um Hilfe.

Der Junge nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte zu ihm: „Lieber König, der Prinz braucht nicht nur Brot für den Magen“ Der König hatte aber noch nie von einem anderen Brot gehört und fragte den Jungen: "Kannst du auch so ein Brot backen?" Lachend antwortete der Junge: „Jeder kann so ein Brot backen: es enthält Liebe, Freundschaft, Aufmerksamkeit und es vertreibt den Hunger der Einsamkeit und Traurigkeit.“ „Ich weiß, was du meinst“, sagte der König, „es ist das Brot für das Herz, und jeder Mensch, ob König oder Bettelmann, braucht es genauso dringend wie das Brot für den Magen.“

Dann nahm er die Königin bei der Hand und ging mit ihr zu ihrem Sohn. Sie nahmen auch den Bäckerjungen mit und alle, die den Prinzen lieb hatten. Von nun an war der Prinz nie mehr allein.



Das Geschenk des Adlers

Vor langer Zeit lebte weit oben im Norden ein Eskimojäger mit seiner Frau und seinen Söhnen. Ihr Leben war hart. Um ihren Hunger zu stillen, mussten sie Tiere jagen. Sie jagten den ganzen Tag. Sie schleppten die Beute in ihr Lager, aßen das Fleisch und nähten Kleider aus den Fellen.

Nach dem Essen saßen sie müde und stumm beieinander und fingen zu gähnen an. Nur der jüngste Sohn fragte bisweilen: „Was könnten wir heute noch tun?“ „Schlafen, was sonst!“ antwortete der Vater. „Wir könnten zu den Menschen gehen, die im nächsten Lager wohnen“, sagte der Junge. „Wir könnten mit ihnen reden.“ Aber der Vater schüttelte den Kopf. „Die Menschen dort schlafen jetzt auch.“

Da legten sie sich nieder, drängten sich aneinander, zogen die Felldecke über sich und schliefen ein. So vergingen die Tage, so vergingen die Abende, einer wie der andere.

Eines Tages ging der jüngste Sohn allein auf die Jagd. Er sah einen Adler über sich kreisen und spannte den Bogen. Der Adler kam immer näher. Endlich flog er herab und setzte sich vor den Jungen in den Schnee. Ganz ruhig saß er da und schaute den Jäger an.

Der Adler war noch jung. Aber er war groß und stark. Er hatte ein schönes Gefieder. Dem jungen Jäger wurde sonderbar zumute, er ließ seinen Bogen sinken- "Flieg fort", sagte er zu dem Adler. "Du bist so schön. Ich will dich nicht töten.“

„Kleiner Jäger“, sagte der Adler. „Komm mit mir in unser Lager. Ich habe ein Geschenk für dich. Ich will dir die Gabe des Festes geben.“ „Fest - was ist das?“ fragte der Junge. „Ein Fest macht das Herz froh“, sagte der Adler. „Freunde kommen zusammen und essen miteinander. Dann trommeln und singen und tanzen sie. Wer Feste feiert, ist nicht einsam.“

Da ging der Junge mit dem Adler, denn er wollte gern die Gabe erhalten, die die Einsamkeit vertreiben hilft. Sie gingen einen hohen Berg hinauf. Auf der Spitze des Berges war das Lager der Adler. „Mutter!“ rief der junge Adler schon von weitem. „Ich bringe einen Menschenjungen, der noch nie ein Fest gefeiert hat. Er kann weder trommeln noch singen noch tanzen.“ Der Junge fürchtete sich, denn die Adlermutter war gewaltig groß. Die ganze Menschenfamilie hätte unter ihren Flügeln schlafen können. Die Adlermutter öffnete ihre uralten Augen und sah den Jungen an.

„Baut ein Festhaus, Kinder!“ sagte sie. Der Junge und der Adler bauten ein Festhaus. „Macht euch Trommeln, Kinder!“ sagte die Adlermutter. Der Adler zeigte dem Jungen, wie man Rentierhaut über einen Holzrahmen spannt, wie man Schlegel auf Knochen schnitzt und wie man mit den Schlegeln auf die gespannte Haut schlägt, daß sie zu dröhnen beginnt. „Denkt euch ein Lied aus, Kinder!“ sagte die Adlermutter. „Ein Lied?“ fragte der Junge. „Nimm eine gute Erinnerung und finde Worte für sie“, sagte die Adlermutter.

Der Junge dachte nach. Er schlug die Trommel und sagte: „Einen Adler sah ich kreisen, hoch, hoch über mir. Der Adler flog zu mir und sah mich an. Da wurde mein Herz warm. Es sprang vor Freude. Der Adler wurde mein Freund.“

„Gut“, sagte die Adlermutter. „Und jetzt horch in deine Worte hinein, es liegt eine Melodie in ihnen, die musst du hören lernen.“

Der Junge horchte und begann zu singen, erst leise, dann immer lauter. „Tanzt dazu, Kinder!“ rief die Adlermutter. „Menschenjunges, dein Herz ist vor Freude gesprungen. Lass deine Beine es deinem Herzen nachmachen.“ Der Junge sprang und schlug die Trommel dazu, er lachte vor Glück und sang sein Lied.

„Jetzt kannst du alles“, sagte die Adlermutter. „Aber du hast die Gabe des Festes nicht für dich allein bekommen. Du sollst sie mit allen Menschen teilen.“

Der Junge versprach es. In seiner Jagdtasche hatte er noch ein kleines Stückchen Robbenspeck. Er nahm es und legte es vor die Adlermutter. Das war nur eine einzige Gabe, aber die Adlermutter freute sich.

„Er hat wirklich alles verstanden, was man wissen muss, um ein Fest zu feiern“, sagte sie zu ihrem Sohn. „Trag ihn zurück in sein Land.“ Der Junge legte seine Arme um den Hals des Adlers, und der Adler trug seinen Freund in die Ebene hinunter. Dort nahmen sie Abschied voneinander. Der Junge lief nach Hause und erzählte den Eltern und Brüdern, was für eine köstliche Gabe er erhalten hatte.

Gemeinsam bereiteten sie ein Fest vor. Sie bauten ein Haus. Sie machten Trommeln. Sie dachten Lieder aus. Sie lachten und sprachen miteinander. Sie versuchten zu tanzen, und ihre Gedanken wurden fröhlich. Bei allem, was sie taten, fragten sie sich, ob sie nicht

ein Lied daraus machen könnten. Und so begannen sie, die Dinge rundherum auf eine neue Art zu sehen.

Sie luden die Menschen aus den nächsten Lagern ein, und von überall her kamen die Gäste zum Fest. Sie schmausten und sangen und tanzten und trommelten. Und es kamen die Wölfe und die Eisbären, die Rotfüchse und die Silberfüchse, die Luchse und die Schneehühner. Sie alle feierten mit den Menschen das erste Fest.

Aus: LeneMayer-Skumanz, Jakob und Katharina. Geschichten zum Lesen, Spielen und Weiterdenken, Verlag Kerle, Wien

DER LÖWE UND DIE MAUS

Ein Löwe lag in seiner Höhle und schlief. Plötzlich fühlte er, wie ihm etwas über die Nase lief. Schnell streckte er seine Tatze aus und strich damit über seine Nase und siehe da! Er hatte ein Mäuschen gefangen.

Dafür sollst du sterben!" sagte der Löwe mit furchtbarer Stimme. Das Mäuschen zitterte und sprach: „Ach, Herr Löwe, lass mich doch leben! Du

hast ja nichts davon wenn du ein so kleines Mäuschen

tötest. Lass

mich doch

leben, Herr

Löwe lass mich

leben!" Da

schenkte der

Löwe dem

armen kleinen

Tier die

Freiheit Das

Mäuschen lief



davon und rief ihm zu; „Danke, lieber Löwe. Wenn ich einmal für dich etwas tun kann, so soll es mit Freuden geschehen." Da lachte der Löwe. denn er dachte nicht, dass das kleine Mäuschen ihm einmal nützlich sein könnte.

Nicht lange danach hatte der Löwe sich in dem Netz eines Jägers verfangen. Er konnte sich nicht wieder befreien, denn die Stricke waren stark und die Knoten fest. Da fing der große Löwe vor Angst an so laut zu brüllen, dass alle Tiere des Waldes sich verkrochen.

Das Mäuschen war gerade in der Nähe und erkannte die Stimme des Löwen. Es verkroch sich aber nicht, sondern lief zu dem Löwen und sprach: „Weil

du mich neulich nicht aufgeessen hast, will ich dir nun helfen." Dann fing das Mäuschen schnell an mit seinen scharfen Zähnen das Netz zu zerbeißen. Es dauerte nicht lange, da war der Löwe frei. Als er wegging, dankte er der kleinen Maus sehr und sprach: „Jetzt habe ich erkannt, dass der Kleine und Schwache auch dem Großen nützlich sein kann!"



**Wir freuen uns darauf, wenn wir wieder gemeinsam
Kinderwortgottesdienst und Familienmesse feiern dürfen!**

Gott segne dich und deine Familie!

Friederike & Kili-Team